

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die vereinsamte Eiche. Mittheilung eines achtzigjährigen  
Dorfschulmeisters

[urn:nbn:de:bsz:31-339287](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339287)

lack aus, womit die Spiegelrahmen Glanz erhalten, ließ diesen sodann, sammt dem Rest der Blutspuren, von einem fremden Weibe wieder wegwaschen und schickte den Koffer mit einem Frachtbrief nach der Eisenbahn und von dort, als Eilgut, nach Prag, unter der Adresse an Joachim Poppe. Nach einigen Tagen schrieb er, unter dem Namen Joachim Poppe, an die Bahndirektion in Prag, man möge den Koffer, als Frachtgut, unter seiner Adresse nach Przemislany, in Galizien, schicken. Dieser Brief war vom 19. März. Er hatte im Sinn, den Koffer aus Galizien über die russische Grenze schmuggeln zu lassen; allein sein Plan scheiterte.

So war's denn herausgestellt, daß der arme Karl Hurz durch den nämlichen Buben, den er immer beschützt, vertheidigt und gehalten hatte, schändlich um's Leben gebracht und so ein Opfer seiner eigenen Großmuth und Güte geworden war. Jetzt aber verschwand auch zum mindesten der Verdacht der Unredlichkeit, der so unverdienter Weise auf ihm gelastet, und seinem Bruder Joseph nicht wenig geschadet hatte in seinem Geschäftsverkehr.

Johann Schmidt, der elende Mörder, wurde zum Tode verurtheilt, diese Strafe jedoch, seiner Jugend wegen, in lebenslange schwere Zwangsarbeit verwandelt. Auch seine niederträchtige Braut erhielt Gefängnißstrafe; sie hatte um die blutige, schreckliche That gewußt, und gleich nach derselben einen Theil des Raubes als Geschenk von ihm angenommen.

„Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses.“

Es ist kein Faden so fein gesponnen,  
Er kommt doch endlich an die Sonnen!

### Die vereinsamte Giche.

Mittheilung eines achtzigjährigen Dorfschulmeisters.  
(Mit einer Abbildung.)

Verseze dich, lieber Leser, in Gedanken mit mir zurück in das verhängnißvolle Jahr 1813, das dem Rückzuge des französischen Heeres aus Rußlands öden und kahlen Steppen folgte. Wir sind in der Mitte des Monats Oktober, am Vortage der Leipziger Völkerschlacht, die durch den Kampf bei Wachau eingeleitet worden, und ringsum in den sächsischen Dörfern herrschten Noth und Verwüstung und Schrecken.

Das Dorf, in welchem ich dazumal die bescheidene Stelle eines Dorfschulmeisters bekleidete, hatte das Glück, obgleich in der Nähe des Schlachtfeldes gelegen, den Verheerungen des

Krieges weniger ausgesetzt zu sein. Unfre Hauptbeschwerden waren Einquartierung und Lieferungen; letztere leerten endlich Küche, Scheuer und Stall dergestalt, daß wir selbst nicht mehr viel zu beißen und zu krachen hatten. Aber das geht nun einmal nicht anders zu im schrecklichen Kriege!

Es war in der frühen Morgenstunde des 17. Oktober; ich hatte mich eben mit meiner lieben Frau und den lieben Kindern um eine Schüssel voll Mehlsuppe, unser gemeinschaftliches Frühstück, gesetzt, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein österreichischer Unteroffizier eintrat. Mein erster Blick fiel auf den Kriegsmann, der zweite dagegen auf die Suppenschüssel, denn mir bangte, der fremde Ankömmling werde sich ohne weiters zu Gast laden; doch dem war nicht also. Militärisch grüßend, in strammer Haltung, griff der Oesterreicher, wie wenn er vor einem Vorgesetzten stände, an seinen Tschako.

„Sind Sie der Ortsgewissliche?“ redete er mich fragend an.

Der Ortsgewissliche war ich nun aber nicht, denn mein Dorf gehörte als Filial zu dem etwa eine Stunde entfernten Städtchen, woselbst auch der Pfarrer wohnte; darum erklärte ich dem Unteroffizier, ich sei nur Cantor, Schullehrer und Organist, und kein Geistlicher wäre hier zu finden.

„Gleichviel, Herr Cantor,“ meinte der Soldat; „ich habe Befehl, einen zur Priesterschaft gehörigen Herrn nach dem Hauptquartier zu holen. Er soll dort einem gefangenen Spion die letzten Tröstungen spenden.“

„Einem Spion?“ wiederholte ich betroffen. „Befindet sich denn kein Feldprediger beim Heer?“

„Viele sind deren vorhanden,“ lautete die Antwort, „aber sie gehören der katholischen Religion an, und der Spion ist Protestant. Also vorwärts, Herr Cantor, begleiten sie mich; wir haben nicht weit!“

Eine Weigerung wäre hier offenbar vergeblich gewesen, und so zog ich denn meinen Rock an, setzte den Hut auf, ergriff Bibel und Gesangbuch und verließ, nach herzlichem Abschied von Weib und Kind, ziemlich beklommen das Schulhaus. Vor der Thür hielt ein anderer österreichischer Reiter, mit zwei lebigen Pferden am Zügel.

„Steigen Sie auf, Herr Cantor!“ befahl der Unteroffizier. Ich wollte eben, wegen meiner Ungeschicklichkeit im Reiten, Widerspruch einlegen, als der barsche Kriegsmann rasch meinen Fuß ergriff, ihn in den Steigbügel hob und durch einen kräftigen Schwung meine ganze

Person in den Sattel beförderte. Die beiden Reiter nahmen mich in ihre Mitte und so ging's in kurzem Trab zum Dorfe hinaus, hinein in das laute, kriegerische Gewühl das uns bald umgab.

Kaum eine Viertelstunde von meinem Dorfe befand sich eine auf zwei Seiten von Waldung umrahmte Wiese, neben welcher in vielen Bindungen ein kleiner Fluß sich hinschlängelte, an dessen Ufern, ganz allein und vereinsamt, eine alte, mächtige Eiche stand. Als wir hier angelangt waren, hieß der Unteroffizier mich absteigen, und in seinem Geleite schritt ich einer Gruppe reich uniformirter und mit Orden geschmückter Offiziere entgegen, von denen der Vornehmste mir einige Schritte entgegentrat und meinen ehrerbietigen Gruß durch freundliches Kopfnicken erwiderte. Wer's gewesen, das blieb mir unbekannt.

„Sie sollen einen französischen Spion zum Tode vorbereiten,“ sagte der General; „in einer Stunde wird er erschossen.“ Dabei wies er mit der Hand nach dem alten Eichbaum, an dem ich, von Soldaten umgeben, einen blassen Mann in bürgerlicher Kleidung gewahrte.

„Aber, Excellenz, ich bin nur Schulmeister!“ bemerkte ich nicht ohne Zagen.

„Ein solcher ist auch Religionslehrer! Vollziehen Sie Ihre Pflicht!“ antwortete kurz der Befehlshaber und schritt wieder in den Kreis der Offiziere zurück.

Was blieb mir da zu thun übrig? Ich mußte mich, übel oder wohl, mit Ergebung drein fügen, und nahete mich der alten, vereinsamten Eiche, wo der Gefangene meiner harrete. Die Soldaten traten zurück und der Unglückliche begrüßte mich mit schmerzlichem Lächeln.

Vorerst erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Er war ein Handelsmann aus Schlessien, der, durch den Krieg zu Grunde gerichtet, den Plan faßte, sich durch den Krieg auch wieder zu bereichern. Als Hausirer verkappt, hatte er den Franzosen und den gegen sie verbündeten Armeen, wer eben am besten bezahlte, als Spion gebient und war in der Morgenfrühe dieses Tages gefangen worden, als er mit verhänglichen Papieren im Doppelboden seines Kramkassens durch die Waldung nach dem französischen Hauptquartier sich hindurchschleichen wollte. Oesterreichische Husaren hatten ihn ertappt, als er fast schon in Sicherheit war. Durch des Mannes Bestürzung und Widersprüche gegründeten Argwohn faßend, brachten sie ihn in ihr Hauptquartier, wo eine genaue, pünktliche

Untersuchung alsbald die Wahrheit entdeckte.

Der Gefangene war gefaßt. Ich verwies ihn, so gut ich's vermochte, auf Gottes ewige Güte, die oft Handlungen der Menschen, welche hienieden als Verbrechen gelten, nicht als solche betrachten und bestrafen werde, und tröstete ihn mit Schriftworten und nach den Eingebungen meines eigenen Herzens, also daß mir selbst vor Rührung die hellen Thränen über die Wangen flossen. Er betete mit aller Innigkeit und Wärme eines von Frömmigkeit durchdrungenen Gemüths, und sogar als der Profos oder Gerichtsvollstrecker sich näherte und eine Abtheilung Soldaten, kaum zwölf Schritte von uns, aufmarschirten, veränderten seine Züge sich nicht im Geringsten. Jetzt kniete er nieder und bat um meinen Segen.

Die bewilligte Stunde war vorüber und ein kurzer, scharfer Trommelschlag, der mir durch Mark und Bein fuhr, gab das Zeichen zur Hinrichtung. Die Soldaten bildeten ein Viereck, dessen vordere Seite, nach dem Eichbaum hin, offen blieb, und in welches die hohen Offiziere mit einem Auditor, dem kriegsgerichtlichen Beamten, traten. Der Unglückliche hatte sich vom letzten Gebet erhoben und wurde nun durch den Profos der Offiziersgruppe auf einige Schritte geführt. Voran stand der Auditor, um dem Schuldigen, der Form gemäß, nochmals das vom Kriegsgericht gefällte Urtheil vorzulesen, das, in ergreifender Kürze, also lautete:

„Nachdem Georg Konrad, aus Schlessien, des Einverständnisses mit dem Feinde der alliirten Armee überwiesen worden und dasselbe nachgehends auch freiwillig zugestanden hat, so wird er von dem zu diesem Zwecke niedergesetzten Kriegsgericht zum Tode durch Erschießen verurtheilt und das Erkenntniß eine Stunde nachher an ihm vollzogen.“

Die Offiziere sammt dem Auditor verließen das Viereck, der Profos aber nahm den Verurtheilten beim Arme und führte ihn bis zur Eiche. Hier zog er ein Tuch aus der Tasche und forderte ihn auf niederzuknien. Der Schlessier wendete sich noch ein Mal zu mir; ich war an seiner Seite geblieben.

„An Sie, Herr Cantor,“ sagte er, „habe ich noch eine Bitte; es soll meine letzte sein. Schreiben Sie meiner Frau und meinen armen, lieben Kindern, daß ihr Gatte und Vater nie wieder heimkehren wird, und seinen letzten Segen ihnen schickt! Hier sind zehn Goldstücke, der ganze Lohn den ich mit meinem gefährlichen Treiben erworben, und hier ist meine Uhr, und da, ach,

der Trauring! Senden Sie das Alles an die Meinigen; Sie kennen Namen und Wohnort, und schreiben Sie ihnen zugleich meinen herzlichsten Abschiedsgruß!"

Er übergab mir all die Gegenstände, und mit thränendem Auge versprach ich, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Er reichte mir die Hand zum Abschied. Es war ein tieferschütternder Augenblick, und ich bemerkte, daß selbst im Kampf ergraute Soldaten sich die nassen Augen trockneten!

Der Verurtheilte kniete unter der Eiche nieder, und während der Profos ihm das Tuch um die Augen band, sprach ich laut ein Gebet.

Das Kommando ertönte; der Profos und ich traten abseits. „Zum Feuern fertig! Schlagt an!“ also klang's herzdurchschneidend.

Der Hand des Offiziers entsank, als Todeszeichen, ein weißes Tuch. Sechs Schüsse krachten und der unglückliche Spion stürzte mit einem leisen Schrei nach vorn über. — Sein Schicksal hatte sich erfüllt! (Siehe die Abbildung.)

\*  
\*  
\*

Der Herbst des Jahres 1814 neigte sich seinem Ende zu und ein recht kalter Wind begann bereits über die Stoppeln zu streichen, als eines Abends leise an meine Thür gepocht wurde, so leis und ängstlich, daß ich merkte, es geschehe von einer fremden, meiner Nachbarschaft keineswegs angehörenden Hand. Ich hatte mich nicht geirrt, denn als meine Tochter die Thür öffnete, stand draußen eine uns gänzlich unbekannte Frau, mit einem etwa sechsjährigen Mädchen an der Hand.

„Ist der Herr Cantor daheim?“ fragte schüchtern eine weiche, zitternde Stimme, in schlesischer Mundart.

Meine Tochter bejahte und bat die Fremde ins Zimmer zu treten.

Es war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, mit feinen, bleichen Zügen und in tiefer Trauer gekleidet. Ich stand auf und schritt den Eintretenden entgegen.

„Herr Cantor,“ sagte die Fremde, „ich bin die Frau des unglücklichen Mannes, dem Sie helfend in der Sterbestunde zur Seite standen, und dieses Mädchen ist sein einziges mir gebliebenes Kind. —“ Nicht ohne Befangenheit schaute ich die Frau schweigend an, und sie fuhr fort: „Sie verstehen mich vermuthlich nicht? Nun denn, ich bin die Gattin des Spions, den die Oesterreicher am 17. Oktober 1813 erschossen, und komme hieher um die Ruhestätte des un-

glücklichen zu besuchen, der, um seiner Familie willen, in Jammer und schmachlichen Tod gezogen!“

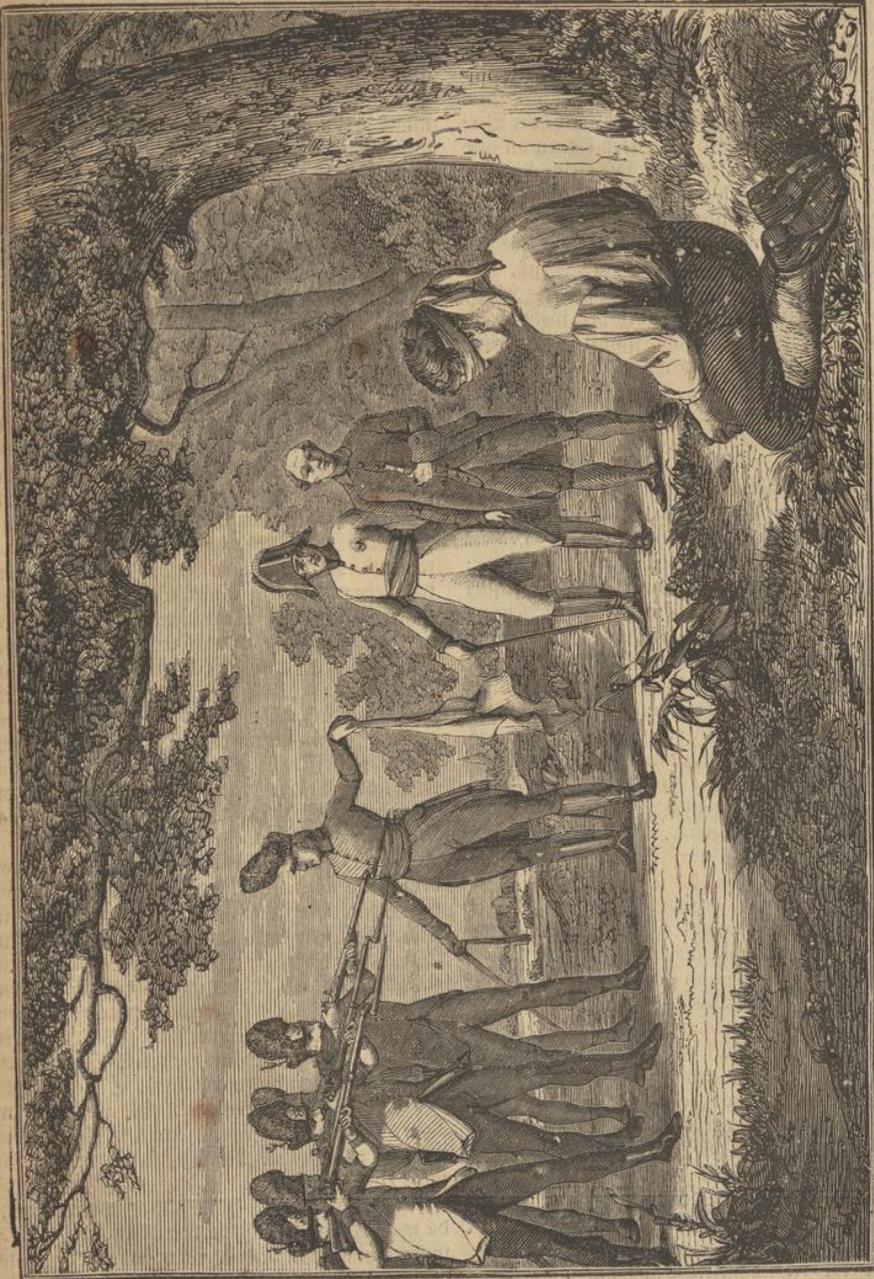
Unsre Theilnahme für die Wittve und ihr Töchterlein kam aus den mitleidigsten Herzen, und wir hießen sie aufrichtig willkommen. Meine liebe, wackere, jetzt schon seit vielen Jahren heimgegangene Gattin, schaffte das Beste herbei, was Küche und Keller vermochte, und Mutter und Kind mußten sich's bequem machen, als wären sie daheim. Nachdem die müde Kleine zu Bette gebracht worden, da erzählte die unglückliche Frau, wie im letzten Frühjahr drei ihrer Kinder dem damals herrschenden Nervenfieber erlegen, und ihre eigene Gesundheit gänzlich zerrüttet worden sei. Der Wunsch aber, vor ihrem Tode noch das Grab des hingeopferten Gatten zu sehen, habe ihr Stärkung gegeben zur weiten, beschwerlichen Reise. Die Goldstücke, welche der sterbende Gatte durch mich ihr übersendet, hatte sie zurückgelegt als Mittel zur Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Am nächsten Morgen führte ich die arme Frau und ihr Kind nach dem schon von Gras und Rankengewächsen überwucherten Grabe. Sie weinte bittere Thränen und ließ sich alle einzelnen Umstände bei der Hinrichtung und jedes Wort, das der Verurtheilte gesprochen, wiederholen. Nachdem wir heimgekehrt waren, sank sie in Ohnmacht. Die beklagenswerthe Frau war durch die Spannkraft ihres Geistes nur so lange aufrecht erhalten worden, bis sie ihren letzten Wunsch erfüllt sah; jetzt sank sie zusammen unter der Last ihres tiefen Grams, ohne Macht sich wieder aufzuraffen.

Gott weiß, ich und meine selige Frau haben an der Unglücklichen als barmherzige Samariter gehandelt. Drei Wochen lang lag sie am Nervenfieber darnieder, und wir haben sie gepflegt Tag und Nacht, aber wir konnten dem Tod seine Beute nicht streitig machen. Sie starb sanft und schmerzlos und fand ihr Grab auf unserm Friedhofe, links vom Eingange zur Kirche, woselbst ein schmuckloser Stein ihren Namen und Todesstag nennt.

Gleichwie der Wittve Schicksal allgemeine Theilnahme erregt hatte, so war's auch mit der armen, kleinen Waise, die nun ganz mütterseelenallein unter fremden Menschen und in fremdem Lande lebte. Aber schon am Tage nach dem Begräbniß der Mutter kam ein wohlhabender Bauer unsres Dorfes, Heinold mit Namen, zu mir, und sagte, daß er und seine Frau geneigt wären die kleine Schlesierin an

seiner Familie  
 icken Tod ge  
 treue und ih  
 ystigen Jergen  
 mmen. Mein  
 hren heim  
 ich habe, was  
 d. Vater und  
 ich miran  
 meine y. Bitte  
 e unwillig  
 rei über An  
 renfeder ein  
 gänglich ge  
 der, vor ihm  
 vierten Gatt  
 den zur weite  
 schickt, wels  
 ihr überende  
 zur Erfüllung  
 die arme Fra  
 von Gnad an  
 m Gede. Si  
 h sich alle  
 tung und jeh  
 ruden, wiede  
 waren, sah si  
 erste Frau na  
 hst nur so lang  
 sie ihren letz  
 e zusammen  
 ohne Nachr  
 die Frau hoh  
 wige Samarit  
 og sie am Ne  
 oben sie gepf  
 nnten dem Lo  
 a. Sie furd sat  
 Grab auf unse  
 re zur Kirche, w  
 ihren Namen  
 schiel allgeme  
 mar's auch  
 nun ganz m  
 Menschen  
 schon am Lu  
 ter kam ein  
 s, Spind  
 dag er und  
 re Schifarin



Die vereinsame Eide.

Kindesstatt anzunehmen, um Gottes und ihres kürzlich verstorbenen, auch sechsjährigen Tochterleins willen. Der Entschluß der guten Heinolds erfüllte mein Herz mit Freude. Der Herr Pfarrer, dem ich die Sache sofort mittheilte, schrieb an die Heimathsbehörde der Verstorbenen; die nöthigen Schriften kamen an und bald war Alles in Ordnung. Die kleine Beatrix wurde Heinolds Pfliegerochter, und ich muß den braven Leuten noch im Grabe nachsagen, daß sie den Pfliegling mit gleicher Güte und Liebe behandelten, wie den eigenen einzigen Sohn.

Beatrix war ein liebliches, reizendes Kind, doch in dem zarten, feinen Körper wohnte ein seltsamer Geist. Acht Jahre lang ist sie meine Schülerin gewesen, und während dieser ganzen Zeit hab ich kaum einige Male Grund gehabt, Fehler oder Unarten an ihr zu rügen. Still und sinnig zeichnete das Kind sich durch Fleiß und Ordnung aus, blieb aber fern von den heiteren Spielen ihrer Altersgenossinnen, und so kam es, daß diese eine förmliche Scheu vor dem fremden Mädchen empfanden, und die Tochter des Spions, oder, wie man sie auch nannte: „Heinolds schlesische Beatrix,“ förmlich gemieden wurde. Das Kind schien diese Zurücksetzung nicht zu empfinden. Sie half der Pflegemutter in Küche und Haus, und saß dann, mit Nähn oder Stricken beschäftigt, ohne sich um die übrigen Kinder zu bekümmern. Dabei aber hatte Beatrix einen innigen, frommen Sinn für das Andenken ihrer Eltern, deren Gräber sie fortwährend mit Blumen oder Zweigen schmückte. Nicht selten hab ich das Mädchen unter der Eiche am Ufer des Flußes sitzen und bitterlich weinen sehen. Und wenn ich tröstlich ihr zusprach, und doch selbst die Thränen dabei nicht unterdrücken konnte, da schaute sie mich mit den wunderschönen, schwärmerischen Augen so seltsam an, als wollte sie sagen: „Trotz all Eurer Freundlichkeit, Liebe und Güte bin ich doch ein armes, verlassenes Kind!“

Ein Jahr um's andere verging und die kleine Beatrix entsaltete sich zu einer merkwürdigen Schönheit, also daß sogar einstmals das Fräulein vom Schlosse, welches eine geschickte Malerin war und auf einem Spaziergange die Kleine bemerkte, wie sie eben auf dem Felde eine Schürze voll Blumen gesammelt hatte, um der Eltern Gräber damit zu schmücken, auf der Stelle den Umriß ihres Bildes zu Papier brachte, und später dann ausarbeitete. Dieses Bild, so wie eine Ansicht der vereinsamten Eiche am Flußufer, unter welcher der Spion erschossen und begraben

ward, haben Fahrelang im Schlosse gehangen. Als aber Unglück über den gnädigen Herrn kam und das Gut sammt den Hausgeräthen versteigert werden mußten, da hab ich für einige Groschen die beiden Bilder gekauft und will sie, so lange der liebe Gott mich noch hienieden läßt, aufbewahren zur Erinnerung an drei Menschen, deren Schicksale so wehmüthig auch mein Leben berührten.

Beatrix war sechzehn Jahre alt geworden, da starben in wenigen Wochen ihre beiden Pfliegereltern in Folge der im Dorfe herrschenden ansteckenden Krankheit. Der Vormund des einzigen Sohnes nahm diesen zu sich und das Hofgut wurde gerichtlich verkauft. Auch das schlesische Mädchen wollte der gute Vormund in sein Haus nehmen; aber Beatrix verweigerte den Antrag und ging nach Leipzig, um in dieser sächsischen Handelsstadt einen Dienst als Verkäuferin in einem Waarenmagazin anzutreten. Doch kaum war sie ein Jahr lang aus unserm stillen, friedlichen Dorfe fort, so verbreitete sich das Gerücht, Heinolds ehemalige Pfliegerochter habe einen reichen und vornehmen Bräutigam gewonnen und gehe nun stolz einher in Sammet und Seide. Marktleute hatten sie in einem prächtigen Modewagen fahren sehen, und Andere waren ihr auf der Straße begegnet, mit einem stattlichen Herrn an der Seite und gefolgt von einem betrefften Diener. In unsrer arglosen Einfalt freuten wir uns, meine Frau und ich, herzlich über dieses schnelle und unverhoffte Glück meiner vormaligen Schülerin, und hielten's für ganz natürlich, daß die bezaubernde Schönheit der aufgeblühten Jungfrau ihr zu einem reichen Gatten verholken.

Wie gewöhnlich von Allem, so ward auch von dem glänzenden Glück der Tochter des Spions nur während einiger Zeit gesprochen, und in Jahresfrist war die Sache fast gänzlich vergessen. Mir jedoch kehrte sie manchmal ins Gedächtniß zurück, denn es that mir im tiefsten Herzen wehe, daß die mir sonst so zugethane Beatrix ihren alten Lehrer gänzlich vergessen hatte in ihrem Glück, da sie nicht einmal einer kurzen Nachricht davon ihn werth hielt. Dieses Gefühl von Unmuth theilte auch meine unlängst im Herrn entschlafene Frau, die treue Pfliegerin der Wittve des Spions, welcher sie ja die Augen sanft einst zugeklückt.

Und wiederum war Jahr und Tag vergangen, da wandelte ich in einem herrlichen Frühlingsmorgen hinaus ins Freie, denn wochenlang hatte mich ein böses Fieber in Bett und Stube gehalten, und ich bedurfte milder Stärkung und Ruhe.

## Zwei Prozesse.

## I.

## Wem gehört der Nußbaum?

Wegen des Besitzes eines Nußbaums, der mitten auf dem Raine zwischen zweien ihrer Felder stand, fingen zwei reiche Bauern aus Oesterreich einen Prozeß mit einander an.

Der Eine schwur, sein Vater hab ihm immer gesagt, der Nußbaum sei von seinem Großvater gepflanzt worden, und darum gehöre der ganze Baum ihm zu eigen; der Andere meinte, ganz das Nämliche habe sein Vater auch vom Großvater behauptet, und beschworen laße er nicht von seinem Rechte, das er vor Gericht geltend machen wolle.

Somit nahm der Prozeß seinen Anfang.

Man suchte die beiden Gegner dahin zu vereinigen, daß jeder derselben mit der Hälfte der jährlichen Früchte sich begnügen möge, allein das hieß tauben Ohren gepredigt. Der Prozeß wurde fortgeführt; er dauerte ein, sogar zwei und drei Jahre; die Leidenschaft, Recht zu behalten, nahm mit den Jahren eher zu als ab, und Sporteln und Geschenke aller Art wanderten prozessionsweise in die Schreibstuben der Advokaten.

Da schien eines Tages der Himmel selbst über den verruchten Eigensinn der Zänker und Streiter erboßt zu werden; ein schweres Gewitter zog sich über der Gegend zusammen, und nach einigen zürnenden Donnerworten aus den Wolken fuhr ein flammender Blitz zischend auf den besrittenen Nußbaum nieder, theilte ihn in zwei gleiche Hälften, und legte somit jedem der Prozeßkrämer seinen Theil säuberlich auf den Acker hin.

Das war der Urtheilspruch des Himmels.

Jeder hatte nun das Recht, welches ihm gebührte. Leider waren aber die Nüsse noch nicht einmal reif, und nach langjährigen, großen Kosten blieb den Beiden nichts übrig als einige Stücke Brennholz, um das strafende, fröstelnde Gewissen in einsamen Stunden zu wärmen.

## II.

## Wem gehört der Graben?

Leider mischt sich der Himmel nicht immer so als oberster Schiedsrichter in die erbärmlichen Streitigkeiten der eigensinnigen Menschen; es scheint, daß er es manchmal auf's Aeußerste wolle ankommen lassen, um warnende Beispiele aufzustellen für Alle, die bereit sind, Augen und Ohren zu gebrauchen.

Hoch oben aus der klaren, heitern Luft vernahm ich mit Entzücken den lieblichen Gesang der muntern Lerchen, und aus jedem Köpfchen der farbigen Blumen und Blüthen nickte mir freundlicher Gruß und Glückwunsch zum ersten Auszug nach langer Krankheit entgegen. Langsam und behaglich schlenderte ich am Flußufer hin, der Waldwiese zu; aber der Weg hatte meine noch ziemlich kraftlosen Füße denn doch ermüdet, und deshalb setzte ich mich unter der großen, vereinsamten Eiche neben dem Grabe des Spions ins Gras. Dieser stille Ort rief alle Erinnerungen in mir wach und es ward mir fast wehmüthig zu Sinne.

Durch einen starken Gebirgsregen des vorigen Tages war der sonst ruhige und friedliche Fluß ziemlich angeschwollen, und ich schaute gedankenvoll auf die plätschernden Wellen und die in der Morgensonne funkelnden Perlen des kleinen Wasserfalls, den der Bach hier bildet. Allmählig wurde mein Gemüth wieder heiterer gestimmt, und ich freute mich der herrlichen Gottesnatur ringsum, die so erquickend und erhebend auf meine wiedererwachte Gesundheit einwirkte.

Pföhllich aber erstarrete mein Auge in Schrecken. Ueber dem Wasserfalle erhob sich ein schneeweißer Todtenarm mit einer kleinen, feinen Hand, an der ein Ring mit kostbarem Edelstein glänzte, und unter dem Wasser wurden die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar — einer Ertrunkenen! Zitternd wankte ich dem Dorfe zu und machte die Anzeige meiner grauenhaften Entdeckung.

Was soll ich noch weiter erzählen, lieber Leser? Die Todte wurde aus dem Wasser gezogen. Es war Beatrix, die Tochter des schlesischen Spions! Seibengewänder und köstliche Spitzen umhüllten den Leichnam, und das sonst so schöne Antlitz hatte sich gräßlich entstellt und verzerrt im Todeskampfe. Frage nicht, was die gefallene Jungfrau zum Selbstmord getrieben; es ist eine alte Geschichte und doch bleibt sie ewig neu. Den Versuchungen und Verlockungen der sündigen Welt vermochte sie nicht zu widerstehen, der Engel der Unschuld war von ihr gewichen, und als sie erwachte von ihrem Sinnenrausch und das Gewissen seine strafende Stimme laut werden ließ, da war sie verzweifelt, im Wahnsinn, davongeeilt und hatte sich in die Fluthen gestürzt!

Nun ist das Grab des erschossenen Spions nicht mehr ganz allein und einsam, denn neben ihm öffnete sich seiner unglücklichen Tochter letzte Ruhestatt!